

Wilsdruffer Tageblatt

2. Blatt. — Nr. 5 — Dienstag, den 7. Jan. 1930

Dichten und Denken

Das ist das herrliche am Streben,
Dass Streben nie zu Ende geht,
Das ist das wahre, volle Leben,
Das immer neu am Anfang steht.

Frieda Schanz.

Hans von Bülow

Der musikalische Erzieher Deutschlands.

(Zum 100. Geburtstag am 8. Januar 1930.)

Von Franz L. Eckenbrecher.

In der neuesten Ausgabe eines berühmten Lexikons springt einem beim Nachschlagen der Lebensdaten der geistigsten und sprühendsten musicalischen Persönlichkeit eines ganzen Jahrhunderts die verblüffende Bemerkung entgegen: „Hans Guido von Bülow, Klavierspieler und Musikdirigent.“ Kein Irrtum! Klavierspieler und Musikdirigent! Vermutlich hätte der bemitleidenswerte Herr mit ewigem Bratenrog und Vatertödern in seiner einfältigen Temperamentlosigkeit einen Bismarck als „Kärtner und Staatschreiber“ gekennzeichnet. Nein, nein, verehrter Herr Lexikon, das hat Hans von Bülow nicht verdient! Und wenn Sie so bei seinen Lebzeiten mit ihm umgesprungen wären, dann hätte er Sie so, so — unsterblich gemacht wie jenen ungeschliffenen und unvorsichtigen Herrn in einem Londoner Hotel, der Bülow wegen eines Zusammenpralls mit ihm das unheilvolle Wort „Esel“ an den Kopf warf. Hans zog mit äußerster Höflichkeit seinen Hut und erwiderte kräftig: „von Bülow!“ Schlagen wir das Lexikon lieber zu und lassen wir es bei dieser Vorstellung.

Hans von Bülow ist für jeden musizierenden Deutschen ein klarer Begriff. Ihnen verdanken wir es, daß wir ewige Werte der deutschen Musik so leidend und lachend, so zart und so wuchtig, so feierlich und so wild, so geheimnisvoll und so offensichtlich hören können, wie sie aus den gewaltigen Seelen unserer großen Musiker strömten. Er verbannte für immer die Auffassung, daß die Musik gemacht wurde, um Techniken Gelegenheit zur Vorführung von Kunststücken zu vermitteln. Seit Bülow ist Technik das selbstverständliche Handwerkzeug, und erst beim Vortrag beginnen wir mit der Kritik. Wenn wir sagen, daß jemand Beethoven oder Chopin spielt, dann meinen wir nicht, daß seine Fingertiefe bis zur Bevölkerung der Noten dieser Meister vorgedrungen ist, sondern daß er uns einen, wenngleich keinen, Eindruck von ihrer Persönlichkeit und ihrem Persönlichen, von ihrem Leben und Erleben, ihrer Musik im edelsten Sinne des Wortes bietet. Bülow ist die Überwindung der Materie durch den Geist. Keine Poëse und keine Phrasé. Er war echt, als er nach einem erfolgreichen Konzert den ihm zugerechneten Vorberausch mit heftiger Handbewegung und dem klassischen Ausdruck abwies: „Das muß ein Irrtum sein! Ich bin kein Vegetarier!“ Er zeigte die seltsame Größe, welche die Sache über die Person — und sei es selbst die eigene — zu stellen weiß, als er die zehntausend Mark, die man ihm in Hamburg anlässlich seines 60. Geburtstages für einen guten, vor ihm selbst zu bezeichnenden Zweck überwies, zur Hölle seinem fachlichen Gegner, und schlummerte, zuweilen unaufmerksam gegen ihn handelnden Feind Friedrich Chrysander zuwandte, um die persönlichen Opfer dieses Musikgelehrten für seine verdienstvolle Händelungsweise wett zu machen.

Wie soll man das stürmisch bewegte Leben Bülow's schildern, mit seiner verwegenen Mischung von übersprudelnder Heiterkeit und gernagender Tragik? Er wird in Dresden geboren. Erlebt als zwölfjähriger die Erstaufführung des „Rienzi“ in Dresden und entscheidet sich für Wagner und die „Wesel“. Kostet in Stuttgart zuerst die Freuden des Pennälers und des erfolgreichen, privatkonzertierenden Künstlers. Studiert in Leipzig auf Wunsch der Eltern tapfer Tuta und — nebenher oder hauptsächlich? zunächst weiß man's nicht! — auch ein wenig Kontrapunkt. Revolutioniert journalistisch und musikalisch in Berlin. Wird durch den ersten „Lohengrin“ in Weimar für immer an Liszt gebunden. Liszt und Wagner entwinden den stets gehorsamen und pflichttreuen Sohn den Eltern. Er flieht als Zwanzigjähriger, begleitet von Ritter, in zweitägigem Fußmarsch bei „furchterfülltem“ Wetter unter unaufhörlichem Regen und Sturm“ nach Kürich. Erhält von Waener, der innen für ihn familiereite

Dirigenten braucht („Gerade heraus. — Du bist hier nötig!“), eine sorglose, aber ergiebige Ausbildung nebst der ersten Dirigentenstellung. Kocht sich hier seine Wassersuppen angesichts des mit Ritter zu teilenden Monatsgehaltes von 50 Gulden selbst. Stögt gleich auf einen Sopran — ein Schicksal, das ihm merkwürdig treu bleibt, auch wenn es einmal Tenor heißt —, dem er wegen anders gearbeiteter oder besser wegen wirklicher Kunstauffassung (in der guten Gesellschaft Wagners) weichen muß. Lernst nun erst gründlich bei Liszt in Weimar. Wird in Budapest entdeckt („Groß, genial, ein zweiter Liszt“). Verschwindet zwischen Polen und Russland als musikalischer Hauslehrer dreier netter Komtesse auf Chociezwice. Flammt plötzlich mit steiler Flamme und nie wieder verlöschender Glut auf, als er mit einer norddeutschen Konzertreihe in Braunschweig, Hannover, wo er Brahms kennen lernt, Bremen, Hamburg ein verständnisvolles, begeistertes, ermutigendes und ihm zeitlebens treu gebliebenes Publikum findet. Erobert sich auch Berlin. Begibt den Bau des riesenhaften, unterstürzenden Bülowischen Vermächtnisses: „Meine Aufgabe ist: eine bleibende Tradition von Interpretation bleibt der Meisterwerke zu stiften zu versuchen.“ Erobert Deutschland und Russland. Konzertiert und lämpft. „Attentatskonzerte“, sagt Liszt. Explodiert für seine Liszt- und Wagnerüberzeugung. An ein zischendes Berliner Konzertpublikum: „Ich bitte die Zuschauer, den Saal zu verlassen! Es ist hier nicht üblich zu zischen!“ Wird von der Kritik geschlagen. Schlachtet wieder als „taub, lahm, blödig“. Erfährt eine Zurechtweisung von einem bedeutenden Bachtheoretiker über seine Bachauffassung und — bittet höflich und mit Erfolg um Unterweisung, wie man Bach richtig spielt. Wird um die Pariserin Cosima, Liszt's und der Gräfin d'Agoult's Tochter, und bekommt sie nach langer Wartezeit. Ist Ohrenzeuge

der deutschen Politik soll es sein. Fürst Bismarck — Hoch! Tumultuärer Beifall! Er überträgt auch heute noch das Zischen derer, die der Meinung sind, daß Politik und Kunst nichts miteinander zu tun hatten (Troy Beethoven!).

Wir deugen uns vor einem hundertjährigen, der ewig wurde durch die Treue zu seiner Forderung: „Unterordnung der Personen unter Ideen.“

Europas Kohlenversorgung.

Beginn der Beratungen in Genf.

Im Internationalen Arbeitsamt zu Genf ist die von der letzten Völkerbunderversammlung auf englische Anregung hin vorgeschlagene vorbereitende technische Kohlenkonferenz zusammengetreten. Die Konferenz hat darüber zu beraten, ob die Fragen einer internationalen Regelung der Arbeitszeit, der Söhne und der sonstigen Arbeitsbedingungen im Kohlenbergbau von der nächsten Arbeitskonferenz im Juni dieses Jahres behandelt werden sollen. Auf der heutigen Konferenz sind folgende neun Länder durch je einen Delegierten der Regierung, der Unternehmer und der Arbeiter vertreten: Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Österreich, Polen, Spanien und die Tschechoslowakei. Deutschland ist vertreten für die Reichsregierung durch Ministerialdirektor Dr. Söhler, für die Unternehmer durch Dr. Küngel vom Bergbauverein in Essen und für die Bergarbeiter durch den zweiten Vorsitzenden des Deutschen Bergarbeiterverbandes, Schmidt, Bochum. Die deutsche Sprache wurde nach Eröffnung der Konferenz neben den beiden offiziellen Sprachen — englisch und französisch — als Verhandlungssprache eingeführt. Damit wird die deutsche Sprache zum erstenmal auch in den Vollstreckungen einer internationalen Konferenz in Genf als Verhandlungssprache angewandt.

Zum Präsidenten der Konferenz wurde der englische Regierungsvertreter Walter Robert Smith, parlamentarischer Sekretär im Handelsministerium, und zum Vizepräsidenten u. a. der deutsche Unternehmervertreter Dr. Küngel gewählt.

Allgemeine Aussprache

wurde von dem deutschen Regierungsvertreter, Ministerialdirektor Dr. Söhler, eröffnet. Er bezeichnete die vorliegende Denkschrift des Arbeitsamtes als eine ausgezeichnete Grundlage für eine umfassende Regelung der Arbeitszeit, deren roches Zustandekommen die deutsche Regierung unterstützt. Nur in bezug auf die Braunkohlenindustrie, die in Deutschland lediglich zu einem verschwindenden Prozentsatz unter Tage arbeiten müsse, mache er eine Einschränkung. Unter Hinweis auf den Entwurf des deutschen Bergarbeitergesetzes verlangte er nicht nur die Vereinheitlichung der Arbeitszeit, sondern auch der Berechnungsart, damit die Ein- und Ausfahrzeiten künftig einheitlich verrechnet würden. Die unter Tage arbeitenden Bergarbeiter müßten in der Arbeitszeit bessergestellt werden, als im Washingtoner Abkommen über den Achttunderttagen vorgesehen sei. Auch empfiehlt die Reichsregierung das Verbot der Sonntagsarbeit im Bergbau und trete dafür ein, daß die Frage der Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen unter Tage in das Arbeitszeitabkommen einzbezogen werde.

Eine Genossenschaft deutscher Dorfmärktsiedlung.

Für einen leistungsfähigen Bauernstand.

Im Rahmen der Dritten Deutschen Landbaureform, Bauern- und Siedlerwoche, veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft neuzeitlichen Landbaus und Siedlung e. V., wurde in Weimar die Genossenschaft deutscher Dorfmärktsiedlung gegründet. Sie stellt sich zur Aufgabe, Landereien anzukaufen und diese frei von jeglichen Lasten in Parzellen an Siedler abzugeben. Diese Abgabe erfolgt entweder gegen einen bestimmten Kaufpreis oder für Unbestimmt durch allmähliche Tilgung auf dem Wege über eine Bodensparlasse, die von der Genossenschaft eingerichtet wird, oder aber auch lediglich nur durch Arbeitung. Die von den Siedlern nicht für den Eigenbedarf benötigten Erzeugnisse werden zu einem bestimmten Hundertshat an die Genossenschaft geliefert. Man will auf diese Weise Siedlung um Siedlung schaffen und glaubt, durch rationelle Arbeitsweise und Qualitätsware einen Gewinn zu erzielen, der dem Siedler wieder selbst zusieht, wodurch allmählich wieder ein gesunder, leistungsfähiger und taufsträchtiger Bauernstand geschaffen würde. Die erste Siedlung soll noch in diesem Jahr begründet werden.

So hab' ich Liebste dich gefunden

Roman von Margarete Eisner.

10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten).

„Wir werden noch manchesmal miteinander reden.“

„Glaubst es ja selbst nicht, mein querer Bub!“

„Lebwohl, Xaver!“

Und Xaver verließ mit schnellen Schritten das Zimmer. Geblendet stand er ein paar Minuten draußen im grellen Sonnenchein und bewunderte sich. Das Herz tat ihm weh, wenn er an Gundula dachte, und doch konnte man ihr keine andere Wohltat tun als ihr die Angst um den Vater fortzulügen versuchen.

Und da kam Gundula auch schon von den Ställen mit schnellstem Schritt auf ihn zu, und stand vor ihm, ehe er recht Muße gehabt hatte, Kraft zu seiner wohltätigen Lüge zu sammeln. Angstvoll sah sie ihn an:

„Du hast ja Vater länger nicht gesehen. Gelt, er hat sich sehr verändert?“

Xaver wußte ihren forschenden Blicken ein wenig unsicher aus.

„Ich mein, man soll sich nicht so viel sorgen. Es wird schon alles wieder gut werden.“

Gundula aber sah ihn an mit einem Blick, daß er wohl merkte, daß sie ihn durchdrückte. Es tat ihm so weh, sie so bedrückt zu sehen. Mit festem Druck nahm er ihre Hand und flüsterte, halb von der eigenen Erregung erstickt:

„Xaver, Gundula!“

Mit blassem Gesicht nickte sie ihm zu und drückte die treue Hand. Xaver lenkte dann das Gespräch ab und kam auf den eigentlichen Zweck seines Besuches noch einmal zurück:

„Es ist also abgemacht, daß du den Steiner übernimmt!“

Ich werde, wenn es dir recht ist, nachher gleich selbst mit ihm sprechen!

Dann bin ich ganz sicher, daß das in einer Form geschehen wird, die ihm nicht wehtut.“

„Ich werde ihm sagen, daß ich dich darum gebeten habe, weil ich die Vore gern auf den Hof behalten möchte.“

„Gut! Und dabei werden wir dann für alle Fälle auch bleiben. Aber nun wird es höchste Zeit, daß ich zu meinen Leuten hinauskomme. Grüß dich Gott, Gundula!“

„Grüß Gott, Xaver, und grüß deine Frau!“

„Willst du nicht heute abend einmal wieder bei uns sein?“

„Nein, das las mal lieber. Deine Frau und ich, wir passen nicht recht zusammen. Wir quälen einander nur. Nein, Xaver, du mußt nicht widersprechen. Und mußt mich auch nicht falsch verstehen. Ich habe keinen Groß deshalb gegen Inge. Aber ich fürchte, daß sie mir zürnen lernte, wenn ich deinen Bitten folgte. Zwischen uns bleibt doch alles beim alten. Und du mußt mir nicht böse sein, daß ich die Wahrheit ausgesprochen habe.“

„Gute, tapfere Gundel!“

Mit einem treuen Blick unveränderter Freundschaft trennten sich die beiden. Gundula sah Xaver noch lange nach, wie er mit federnden Schritten die Straße hinuntertrat.

Dann ging sie hinein in das Haus und zum Vater in die Stube. Mit erbarmendem Blick strich sie ihm hindie die Stirn. Reichberger hielt ihre lieblosende Hand.

„Du hast so kleine, kleine Finger. Hast du jetzt Zeit für deinen alten Vater?“

„Eine ganze Weile.“

Und Gundula setzte sich schmeichelnd zu des Vaters Füßen nieder. Sie sprachen von der Wirtschaft und

sonst von allerlei. Auch von Xaver. Und Reichberger gab seinen Gedanken Ausdruck:

„Schade, daß wir nun so wenig noch vom Xaver haben! Mir hat seine fröhliche Art immer so gut gefallen! Aber du könneß doch abends öfter mal bei Lohnerdern sein. Du mußt nicht aus Rücksicht auf mich immer herumhocken.“

„Weißt du, Vater, wenn eine junge Frau im Hause ist, dann sollen die alten Freunde sich hübsch bescheiden lernen. Ich fühle auch, daß mich die kleine Inge nicht mag. Manchmal ist mir sogar, als könnte sie mich büssen. Es ist ja auch so leicht von Xaver, mich seiner Frau immer zur Nachreiterung zu empfehlen. Das muß ja in einem so kleinen Schmetterlingsseelchen daß erzeugen. Siehst du, deshalb bleibe ich fort vom Lohnerdern.“

Reichberger strich leise und ununterbrochen mit müder Hand über Gundulas Haar. Es tat ihm so weh, wie hoffnungslos ihre Stimme klang. Wie lange würde sie wohl noch die Kraft behalten, sich selbst getreten zu bleiben, und wann würde ihre stolze Seele an der Hoffnungslosigkeit zerbrechen?

Gundula fühlte mit ihrem kleinen Sinn, daß der Vater sich grubelnd mit ihr und ihrem Leid beschäftigte. Um den Vater abzulenken, griff sie in die Tasche ihres Kleides und holte das Schmuckstück heraus, das ihr am Morgen auf so geheimnisvoller Weise in das Haus gekommen war. Sie gab die Nadel dem Vater in die Hand:

„Sieh dich vor, daß du dich nicht sticht.“

Und sie zeigte ihm, wo die Spur der Nadel war. Reichberger fühlte mit seinen dünnen, weißen, feinnervigen Fingern das Schmuckstück ab und sagte dann mit der Selbstverständlichkeit des Blinden, der mit Gefühl sieht:

„Das ist schön! Gehört es dir?“
(Fortsetzung folgt.)